

# Die Heimarbeiterin

Organ des Gewerksvereins der Heimarbeiterinnen

Das Blatt erscheint monatlich  
Mitglieder erhalten es kostenlos  
Redaktionschluss am 15. jedes  
Monats

Herausgegeben vom Hauptvorstande  
Hauptgeschäftsstelle: Berlin W 30, Rollendorffstraße 15  
Verleger: B 7 Pallas 2858. — Postfachkonto: Frau Elsbeth Schmidt, Berlin 671 62  
Sprechstunden: werktäglich von 9-1 und 3-6 Uhr, am Sonnabend von 9-2 Uhr

Zu beziehen nur durch die  
Hauptgeschäftsstelle

Preis monatlich 20 Pfennig

Nummer 11

Berlin, November 1930

30. Jahrgang.

## Trohes Schaffen.

Vertrauen zu sich selbst ist Kraft,  
Und Kraft ist Freude,  
Und Freude ist Leben,  
Und Leben ist Schaffen,  
Und Schaffen ist Sieg.

E. Blaischlen.

## Mitleid.

Es ist etwas Köstliches, sich von Herzen mit denen freuen zu können, denen ein Glück geschenkt war, in deren Leben eine große Freude getreten ist, eine noch größere Gabe ist das Mitleiden mit den Traurigen. Hunderte von Bergarbeiter-Eltern, -Frauen und -Kindern trauern in dieser Stunde um den Sohn, den Mann, den Vater, den der Tod auf dem Arbeitsfeld ereilt hat. Ein klein wenig leichter wird ihr Schmerz dadurch, daß sie miteinander leiden, daß sie wissen, es gibt im deutschen Vaterlande Menschen, die die Hand in ihre Hand legen und ihnen sagen möchten: „Ich weiß, was es heißt, das Liebste auf der Welt hergeben zu müssen, ich leide mit dir, ich möchte dich trösten, dich aufrichten.“ Solches Mitleid, Mitleiden, hilft, es nimmt dem Schmerz seine Bitterkeit.

Aber was nennen die Menschen nicht alles Mitleid. Wenn jemand sie auf der Straße anbettelt und sieht sehr elend und armützig aus, so geben sie ihm fünf oder zehn Pfennige „aus Mitleid“, wie sie sagen. Und sie wollen sich doch nur loskaufen; mit dieser Gabe, die ihnen nicht weh tut, wollen sie das unangenehme Gefühl beruhigen, das ihnen die Not, die an ihrem Weg stand, erweckte. Wenn ein Pferd einen schweren Lastwagen nicht ziehen kann, und der Fuhrer schlägt roh auf es ein, so gehen sie schnell vorüber, sie können das nicht ansehen, sie sind so mitleidig. Sie zahlen auch Beiträge an Wohlfahrtsvereine, die ja schon die Bedürftigen, die eine Unterstützung verdienen, finden werden. Andere nehmen es ernst, sie gehen in die Wohnungen, in denen Armut und Not herrscht, und bringen ihre Gaben. Es ist gut und richtig, wenn Menschen, die geben können, Not lindern, aber in der Mehrzahl aller Fälle leiden sie nicht mit dem, dem sie helfen wollen, sondern er tut ihnen nur leid. Wir stellen uns neben den, mit dem wir leiden, wir stellen uns über den, der uns leid tut, und weil er dies fühlt, darum bedrückt ihn dies falsche Mitleid, darum hilft es nichts, ja in vielen Fällen schadet es.

Wie wurden in den ersten Jahren des Krieges die Kriegervitwen bedauert! Hilfe vom Staat, von Vereinen, von Privatpersonen wurde ihnen fast aufgedrängt, so daß die Schwächeren unter ihnen den Mut und die Kraft verloren, ein neues Leben für sich und die Kinder zu bauen. Mit welch falschem Mitleid half man nach der Inflation den Kleinrentnerinnen, alles zu verkaufen, was sie an Wertgegenständen besaßen, statt ihnen den Weg zu weisen, sich durch eigne Arbeit zu erhalten. Wer mit uns leidet, sucht mit uns, wie wir durch das Leid, das uns betroffen hat, stärker, reifer, reiner zu werden; wer uns bemitleidet, macht uns schwächer, weil er auf uns herabsieht.

Die, die den Gewerksverein gründeten, stellten sich neben die Heimarbeiterinnen, sie reicheten ihnen die Hand, damit sie gemeinsam das Heimarbeiterinnenelend bekämpften. Segen hat dieses Mitleiden mit den Schwestern gebracht, es hat sie aus der Verlassenheit, der Verzagttheit, der Bitterkeit erlöst, es hat sie an eine große Aufgabe gestellt. Von Jahr zu Jahr sahen sie, wie es vorwärts, aufwärts ging trotz Krieg, trotz Inflation. Neue Notzeiten sind über unser Volk gekommen; die Not ist groß, größer, als die meisten ahnen. Viel zu schwer sind diese Zeiten, als daß wir uns bemitleiden lassen dürften oder uns — noch schlimmer — gar selbst bemitleiden. Harte Zeiten fordern ein hartes Geschlecht, wir wollen in rechten Sinne hart werden. Zuerst in unserer eigenen Arbeit. Nicht einzelnen Heimarbeiterinnen wollen wir helfen, sondern einen Stand zu besseren Lebensbedingungen führen; das kann man nicht, wenn einem jede einzelne Heimarbeiterin leid tut. Stark machen wollen wir sie, damit sie die Zähne zusammenbeißen und sich durchringt. Gewiß wird es mancher jetzt blutauer, von ihren paar Groschen auch noch den Beitrag zum Gewerksverein zu bezahlen, aber wir wissen doch, daß, wenn sie ihn nicht bezahlt, und die anderen ihn nicht bezahlen, denen es auch schlecht geht, in kurzer Zeit alles verloren sein wird, was in drei Jahrzehnten aufgebaut ist. Ein falsches und schwächliches Mitleid wäre es, ihn nicht mehr zu fordern. Steht nicht ein ganz Teil Hochmut mit darin, wenn eine Vertrauensfrau sagt: „Von dem und dem Mitglied konnte ich keinen Beitrag holen, der geht es zu schlecht“; und auf die Frage: „Geht oder ging es Ihnen denn nicht genau so?“ antwortet: „Ja, ich!“ Wer gibt ihr das Recht, die andere für schwächer und kleiner zu halten als sich selbst? Wer viel von sich fordert, der hat auch das Recht, viel von anderen zu fordern. „Nichts gibt es, was so unterschätzt wird,“ hat neulich ein Staatsmann gesagt, „wie die Leistungsfähigkeit der Menschen.“ Was haben wir ertragen im Krieg, wie haben wir gehungert und gefroren, was haben wir ertragen in der Inflation, als uns das Geld in den Fingern zerann und ein Wochenverdienst nicht mehr zu Brot und Kartoffeln reichte. Wir kommen auch durch diese Krisenzeit, wenn wir nur wollen. Es ist nicht hart, wenn wir fordern, daß jetzt kein Groschen für das Kino, für Schokolade, für irgend etwas nicht Notwendiges ausgegeben wird, ehe der Gewerkschaftsbeitrag bezahlt ist. Mit diesem Gewerkschaftsbeitrag sollen ja nach dieser Krisenzeit Löhne erreicht werden, die friebliche Feierabendstunden ermöglichen, fröhliche Wanderrungen, glückliche Ferienwochen. Weil wir helfen wollen, daß in das Leben aller Heimarbeiterinnen mehr Licht und Sonne kommt, daß sie teilhaben sollen an dem Schönen auf dieser Erde, gerade darum dürfen wir unser Werk nicht durch weiches Bedauern verderben lassen.

An anderer Stelle dieses Blattes wird von den Dornen berichtet, die unsre Vorfahren vor Hunderten von Jahren zur Ehre Gottes gebaut haben. Wenn wir sie ansehen und denken, wie wenig technische Hilfsmittel die Menschheit damals hatte, und wie Großes erreicht wurde, dann kommen wir uns als ein kleines kümmerliches Geschlecht vor. Wenn wir von den deutschen Siedlungen des Mittelalters inmitten fremder feindlicher Völker, von den Wäldern und Entbehrungen der ersten Farmer in Amerika lesen und hören, daß heute die Siedlungen in Ostdeutschland mißglücken, weil





durch ärztliches Urteyl nachweisen kann, daß man keine ärztliche Behandlung in der Zeit brauchte. Für den, der aus Ersparnis- oder sonstigen Gründen nicht zum Arzt geht, aber doch krank ist, trifft der Ausdruck „nicht behandlungsbedürftig“ nicht zu. Wäre die alte Krankheit erst nach Ablauf von 12 Monaten nach der Aussteuerung eingetreten, so würde die Verkürzung auf 13 Wochen einreten. Sie würde dann als „neuer“ Versicherungsfall angesehen, und die Krankenkasse müßte die Unterstützung also wieder für 26 Wochen gewähren.

Wieder anders lag der Fall bei einer Heimarbeiterin, die einige Zeit nach der Aussteuerung wieder erkrankte, aber nicht an demselben, sondern an einem neuen Leiden. Hier bekam sie aufs neue die vollen Leistungen der Kasse. Sie mußte nur nachweisen, daß sie zwischen durch eine kurze Zeit „nicht behandlungsbedürftig“ und arbeitsfähig gewesen war.

Eine Frau war wegen einer Krankheit ausgesteuert, sie blieb noch „behandlungsbedürftig“ und brach sich während dieser Zeit den Fuß. Da sie noch behandlungsbedürftig war, konnte die Kasse ihr nichts geben, denn ein neuer Versicherungsfall tritt erst ein, wenn jemand eine Zeilang gesund und arbeitsfähig war.

Wer noch nicht 6 Wochen hintereinander oder im letzten Jahr im ganzen 6 Monate Pflichtbeiträge gezahlt hat, verliert das Anrecht auf Krankenunterstützung, sobald er aus der versicherungspflichtigen Arbeit ausscheidet. Ein Mitglied, das diese Beiträge noch nicht gezahlt hatte, wurde am Sonnabend krank, konnte aber erst am Montag den Arzt aufsuchen, da sie bis zum Sonnabend nachmittags gearbeitet hatte. Der Entlassungsschein des Arbeitgebers war schon vom Sonnabend ausgestellt. Aus diesem Grunde verweigerte die Kasse die Zahlung des Krankengeldes, da das Anrecht bereits am Montag erloschen sei. Auf unsere Vorstellung bei der Krankenkasse, daß die Frau nicht die Möglichkeit hatte, noch am Sonnabend den Arzt aufzusuchen und mit einer Bescheinigung des Arztes, daß die Krankheit wohl schon am Sonnabend bestanden hatte, wurde ihr die Unterstützung gewährt.

## Reisebriefe.

Brief an die Berliner Heimarbeiterinnen. Soweit die Zeit eben reicht, will ich unseren Mitgliedern von einer sehr schönen Reise erzählen, die mich weit umher führt durch landschaftlich und geschichtlich fesselnde Gegenden unseres Vaterlandes.

Der erste Haltepunkt war Warburg an der Bahn. Da hätten alle Mitglieder mit mir sein sollen, die im Vorjahr auf der Wartburg waren; denn in dem weiten weithelligen Dom zu Warburg ist das Grab der heiligen Elisabeth. Die freundliche Stadt mit vielen aus dem Mittelalter erhaltenen Bauten ist an den steilen Abhang des Burgberges gebaut. Auf der Höhe steht die Burg, die im 15. und 16. Jahrhundert der Sitz der Landgrafen von Hessen war; und dort führten vor 400 Jahren Luther, Zwingli und Melancthon das bekannte Religionsgespräch. Wie mein erster Aufenthalt, so redeten alle kleinen und größeren Städte, die ich in diesen Tagen gesehen habe, von Deutschlands Vergangenheit. Am meisten hat es mich in den stillen kleinen Städten überrascht, daß sie so zahlreiche Bürgerhäuser von mehrhundertjährigem Alter haben. Und erst die Kirchen! So groß, so viele; alle Einwohner können gleichzeitig darin Platz finden.

Weil am Main im Frankenlande so viele Städte liegen, von denen wir in der deutschen Geschichte hören, bin ich am Ufer des Mains heraufgefahren, von Frankfurt a. M. anfangend. Von der alten Kaiserstadt Frankfurt will ich nichts schreiben, sonst sände ich kein Ende. Ich war in manden Städten, die unsere Berliner lächerlich klein finden würden, wo nur ein paar tausend Menschen wohnen; aber sie haben eine Geschichte, älter als Berlin, z. B. Amorbach im Odenwald und Miltenberg am Main, mit ihren tausend Jahr alten Kirchen und Klöstern. Dann habe ich alte Ritterburgen gesehen, die hoch über dem Fluß und den kleinen Städten aufragen, die sie ehemals beherrscht haben. Heute sind es Ruinen, aber den großen Umfang kann man an den starken Mauern, Wehrtürmen und Bogen heute noch erkennen. Viele von ihnen sind im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Man kann sich die Kriegsführung im Mittel-

alter besser vorstellen, als von der Schulbank aus, wenn man die Burgen mit ihren Wehrtürmen, Gräben und den steilen, dicken Mauern sieht und dazu die alten Waffen und Geschütze. Auch bei vielen Städten stehen heute noch die Stadtmauern, die vor fast tausend Jahren gebaut wurden, um die Stadt gegen den Feind zu schützen. Ich kam in die schöne Stadt Würzburg, die ganz herrlich liegt, inmitten von Rebhügeln, wo schon die Traubenernte begann. Von dem Fenster im Gasthaus am Markt sah ich auf die Marienkapelle und auf den Obstmarkt davor. Der ganze Platz vor bedeckt von Ständen, über jedem ein großer Marktschirm ausgespannt, darunter eine bunte Fülle von Früchten und Blumen, und drum herum wimmelnd eine Menge laufender, sehr altmodisch gekleideter Frauen. In Würzburg ist ein prachtvolles Schloß, die Residenz, mit einem Park so schön, daß man sich gar nicht wieder trennen mag; dies ist aber „neu“, nämlich nicht viel mehr als 200 Jahre alt. In Würzburg ist auch das Grab des Sängers Walter von der Vogelweide; sein Grabstein zeigt ihn, eine Schale haltend, aus der die Vögel Futter picken. Würzburg hat eine uralte Mainbrücke, darauf stehen in Nischen Standbilder der Heiligen, die in der Stadt besonders verehrt werden. Am anderen Mainufer ragt die Burg auf, die noch gut erhalten ist, von da hat man einen prächtigen Ausblick über die Stadt. Wie viele Kirchtürme sie hat, konnte ich nicht zählen.

Danach war ich in Bamberg, das im frühen Mittelalter eine der bedeutendsten deutschen Städte war. Dort steht einer der berühmtesten alten Dome, die es in Deutschland gibt. Seine Geschichte geht über tausend Jahre zurück. Er ist gebaut aus ungeheuren Steinblöcken, fast wie eine Burg, und ist so mächtig, daß man ganz still wird, wenn man unsere heutigen Menschen vergleicht mit den alten Deutschen, die solch herrliches Bauwerk zur Ehre Gottes schufen. In diesem Dom ist auch das Kaisergrab von Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde, die um das Jahr 1000 lebten. Nun will ich nur noch kurz zufügen, daß ich weiter nach Nürnberg reiste, das trotz all seiner Altertümer eine moderne Großstadt ist mit viel Fremdenverkehr. Auch dort steht noch die alte Burg, dort waren die Hohenstollen Burggrafen, das wissen alle Deutschen, und sie wissen auch, daß Hans Sachs und Albrecht Dürer Nürnberger Bürger waren. Von den Herrlichkeiten Nürnbergs kann ich jetzt nicht mehr berichten, das kommt später nach der Heimkehr. Am Sonntag vor der Reichstagswahl habe ich in einer der alterwürdigen Kirchen eine ergreifende Predigt gehört, die alle Deutschen an ihre Wahlpflicht am 14. September gemahnte.

Nicht weniger altertümlich und malerisch als die Mainstädte sind viele andere alte Städtchen im Frankenlande. Nürnberg hat sich infolge seiner Lage zur Großstadt ausgewachsen und ist heute eine in aller Welt bekannte Sehenswürdigkeit. Scharen von Ausländern besuchen es in jedem Sommer und können sich nicht satt sehen an seiner Kunst und an seinen altertümlichen Häusern. Andere Städte, die im Mittelalter von nicht geringerer Bedeutung waren, sind jetzt bedeutungslos und verfallen, die nur von wenigen Reisenden um ihrer alten Geschichte und ihrer malerischen Schönheit willen besucht werden. Man kann sich das Leben früherer Zeit noch besser in diesen vergessenen Städten vorstellen, weil da keine neuen Häuser und Stadteile gebaut sind, und alles so erhalten blieb, wie es vor 500 Jahren war. Vielleicht bildet man sich auch nur ein, daß es so ist. Ich war in drei ehemals freien Reichsstädten: Rothenburg, Dinkelsbühl und Altdorf. Städte von 6000 bis 10000 Einwohnern. Sie haben noch heute ihre Stadtmauern, nicht nur Ueberreste, sondern sie liegen innerhalb ihres Mauerwerks, und da stehen auch noch die Wehrtürme, auf die man hinaufklettern kann, und die Stadttore, durch die man in die Stadt gelangt. Wunderlich genug steht das aus. Fast wie aus der Spielzeugfabrik ausgepackt, aber wie auf dem Theater. Die Häuser sind zum Teil sehr stattlich, oft drei bis vier Geschosse hoch und darüber noch zwei Geschosse im Stiel. Man konnte nichts anderes als Siebelshäuser, meistens Fachwerkhäuser mit spitzen, hohen Giebeln, und in dieser Gegend sind sie alle mit einer altertümlichen Art von Holzschindeln gedeckt. Die Häuser sind sehr bunt bemalt, und viele haben Wappen und besondere Handwerkszeichen und Ornamente. Daffons kennt man nicht und Vorgärten auch nicht. Die Häuser stehen unmittelbar an der gepflasterten Straße. Sie haben eine Fülle von Blumen an den Fenstern. Räume gibt es in den alten Städten nicht, geschweige denn Schmutzplätze. Mittelpunkt



als 30jähriges Mitglied feiern können, und es hat mir großen Eindruck gemacht, was sie als Einleitung zu ihrem kleinen Vortrag sagte. Als eine von denen, die am meisten in der Gewerkschaft miterlebt haben, redete sie vor allem davon, wie der Heimarbeiterrinnenstand in den drei Jahrzehnten gehoben ist, in denen sich die Heimarbeiterrinnen eine Berufsorganisation geschaffen haben. Das sind im Grunde Dinge, die wir alle wissen, werden unsere Mitglieder meinen. Man denkt aber nicht alle Tage darüber nach, weil doch alles allmählich gekommen ist. Das würde uns ganz anders lebendig und wirklich, als die liebe Kollegin uns nochmal miterleben ließ, welchen Aufstieg es bedeutet, daß aus der gedrückten Heimarbeiterrin vom Jahre 1896, um die niemand sich kümmerte, vor deren Not die Regierung zurückschreckte, die organisierte Heimarbeiterrin vom Jahre 1930 geworden ist, für die es Fachauschüsse und Lohnschutz gibt, und die vom Handelsministerium zu Kursen eingeladen wird. Gewerbeaufsichtsbeamte bemühen sich, sie über ihre Ansprüche aufzuklären und ihnen Mut zu machen, damit sie sich nicht unterbezahlen lassen. Nun kann ich das ja nicht weiter berichten, was die Kollegin über die Vorträge und freie Aussprache sagte. Aber daß sämtliche Teilnehmerinnen froh und dankbar aus Budow heimkehrten, das habe ich von verschiedenen Seiten gehört.

Ich schreibe lieber von dem Vertrauensfrauentag in Sachsenhausen. Das war etwas ganz Neues, daß unsere Berliner Vertrauensfrauen eine besondere Zusammenkunft hatten, um Pläne zu machen für das Werben und für Ausgestaltung unserer Arbeit. Da die Gruppenklassen bereit waren, das Jahrgeld zu tragen, lud uns Fräulein Wolff in unser geliebtes Erholungshaus nach Sachsenhausen für den zweiten Oktobersonntag ein. Wir hatten reiches Heimarbeiternetter und waren ganz glücklich, als wir bei goldener Sonne in den farbigen Herbst hinausfuhren. Denkt aber nicht, daß wir uns die Sache leicht gemacht haben, dafür ist's uns nun doch zu ernst um unsere Sache. Man hat mir sogar gesagt, wir hätten am Sonntag mehr Stunden auf der Schulbank gefressen als neulich beim Fachauschulskursus. Es gab ja soviel zu bedenken und soviel über die Notverordnung zu lernen, was wir für unsere Hausbesuche brauchen. Wir waren 84 aus fünfzehn Berliner Gruppen. Damit jede zu ihrem Recht käme, und weil die Zimmer nicht so groß sind, wurden wir in zwei Abteilungen geteilt. Wir arbeiteten zweieinhalb Stunden vormittags und ebenso lange am Nachmittag. Hätte man mir das vorher gesagt, so würde ich es etwas viel gefunden haben; denn unter unseren Vertrauensfrauen sind manche bewährte Mitglieder, auf deren Jahre man schon etwas Rücksicht nehmen muß. Es war aber gar nicht so, daß wir müde wurden; wir hätten lieber immer weiter gemacht, und waren enttäuscht, als wir aufhören mußten, um nach Hause zu fahren. Wir hatten zwei Verhandlungsgegenstände: Den Ausbau unserer Arbeit und die Versicherungsgesetzgebung. Das wurde so gemacht, daß alle mitreden konnten; manchmal war es Fragen und Antworten, wie in der Schule. Was wir den Mitgliedern antworten, die bei Hausbesuchen dies oder jenes wissen wollen, fragte Fräulein Wolff, auch auf was alles wir achten müssen, damit die Berufsinteressen der Kolleginnen in jeder Richtung wahrgenommen werden. Da wurden alle lebhaft, denn die meisten wußten recht viel; man kann schon stolz auf so geschulte Heimarbeiterrinnen sein. Ich muß ja auch sagen, daß unsere Vorsitzenden in den Versammlungen sich viel Mühe damit geben. Und unsere Vertrauensfrauen, das ist der Stamm der guten Versammlungsbesucherinnen. Ueber den anderen Verhandlungsgegenstand, den Ausbau unserer Gruppenarbeit, werden unsere Mitglieder in den Versammlungen hören. Unsere Vertrauensfrauen sind alle voll froher Zuversicht auf unsere gute Sache und wissen, daß der Gewerbeverein mit seinen opferfähigen Mitgliedern und tapferen Führern schon über manche schwere Zeit hinwegkam. Sie bewahrt das zukunftsreichere Mit- und Streinanden sich besser als in Notzeit. Wir bauen auf Gott und vertrauen auf den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes. Wenn nun nur alle Mitglieder tätige Mitarbeiter werden, keine Frauen und Maiten, sondern lauter Leute, die am Vorwärts und Aufwärts mittun, so geht es auch in schwerer Zeit voran.

Wie das zu erreichen ist, darüber haben unsere Vertrauensfrauen in Sachsenhausen nachgedacht, und darüber sollen sämtliche Mitglieder nachdenken, in Berlin und allüberall, die alten und die neuen.

**Heilsberg (Ostpr.).** Zum vierten Male seit unserer Gruppenbildung fand wieder eine gut besuchte Monatsversammlung statt. Unsere Bezirkssekretärin, Fräulein Medinnus aus Königsberg, weilte in unserer Mitte. Frau Behlau, unsere Vorsitzende, eröffnete die Versammlung mit dem Ermlandliede, begrüßte Fräulein Medinnus herzlich und erteilte ihr das Wort. Sie gab ihrer Freude Ausdruck über den guten Besuch und dankte allen, die dazu beigetragen haben. Sie sprach über die Not der Heimarbeiterrin, und wie aus der Not heraus die Organisation entstand, und wie dieser Zusammenschluß in den Jahren gewachsen über das ganze Deutsche Reich ist. Wie ganz allmählich unter Führung der verstorbenen Hauptvorsitzenden, Margarete Behm, der Gesetzeschutz entstand für die Heimarbeiterrin, weiter die Sozialversicherungen und viel anderes Gute. Dazu gehöre aber ein fester Zusammenschluß, und darum muß jeder an seinem Teil helfen und neue Mitglieder werben!

### Nachtrag zum Versammlungsanzeiger.

**Gauverband Berlin.** Gymnastik-Kursus haben jeden Mittwoch, abends 8-9 Uhr, beim Dorotheenbund, Potsdamer Straße 90. Preis für vier Abende 2 Mark.

**Berlin-Wilmersdorf:** 7. November, 5. Dezember, 1/2 8 Uhr, Wilhelmsau 119.

**Dielefeld.** 10. November, 8. Dezember, 1/2 8 Uhr, Turnerstraße 24, pt.

### Streu deine Saat.

Still geh du deinen Pfad  
Und achte nicht des Lohns der Erde;  
Froh hoffend, streue deine Saat,  
Daß sie dereinst gedeihen werde.  
Brichst du auch selbst die Früchte nicht  
All deiner Sorgen, deiner Mühen;  
Die Seligkeit erfüllter Pflicht  
Wird dir aus Kampf und Not erblicken.  
H. Erbeiler.

Um zwei liebe Mitglieder trauert der Gewerbeverein.  
In Gruppe Darmstadt starb im August 1930 unser liebes Mitglied  
**Fräulein Marie Sonne,**  
geb. am 10. November 1860.  
In Gruppe München starb am 8. Oktober 1930 nach 14jähriger Zugehörigkeit zum Gewerbeverein unser liebes Mitglied, die Kassensührerin der Gruppe,  
**Frau Barbara Huber, geb. Stod,**  
geb. am 24. September 1865 in Manetin (Böhmen).

**Inhalt:** Neues Schaffen. Mitteil. aus dem Jahresbericht der Sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten für 1929. — **Soziale Rundschau:** Schulungsarbeit der weiblichen Gewerkschaften. Fünf Jahre Reichshilfe. Die Unterhaltungsfrage in der Arbeitslosenversicherung ab 1. August 1930. Einige Fälle aus der Krankenversicherung. — **Heftedichte:** Brief aus dem Feuertal. Ein anderer Brief unserer Feuertal-Mitarbeiterin aus Südamerika. — **Was unsere Bewegung:** Gauverband Berlin. Heilsberg (Ostpr.). Nachtrag zum Versammlungsanzeiger. Streue deine Saat. Todesanzeigen.